



Leseprobe aus Huber, „Vater, wo bist Du?“, ISBN 978-3-7799-3933-7
© 2019 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?
isbn=978-3-7799-3933-7](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-3933-7)

1. Einführung

Die Literatur zur Väterforschung ist nach jahrelanger Abstinenz „von einem Rinnsal zu einer Flut angeschwollen“ (Dornes 2006, S. 285), welche es selbst versierten Expert/inn/en nicht mehr ohne Weiteres erlaubt, einen umfassenden und aktuellen Überblick zu behalten. Für in der Väterforschung nicht beheimatete Leser/innen stellt es eine bisweilen kaum zu bewältigende Herausforderung dar, mit unterschiedlichen und teils diskrepanten Ergebnissen zu den Bedingungen und Folgen väterlicher An- und Abwesenheit konfrontiert zu werden. Die für ein ganzheitliches Verständnis entsprechender Bruchstellen erforderliche Vermittlungsarbeit bleibt häufig aus, weswegen wissenschaftliche Ergebnisse – nicht selten im Sinne der Bestätigung eigener Vorannahmen – individuell präferenzgeleitet ein- oder aussortiert werden. Insofern erscheint es relevant und zielführend, eine diskursive Aufbereitung der unterschiedlichen theoretischen Erklärungsansätze zu den Bedingungen und Folgen väterlicher An- und Abwesenheit vorzunehmen.

Diese Arbeit verfolgt primär das Ziel, den inhaltlichen Fokus auf das *dynamische Wechselverhältnis* der väterlichen An- und Abwesenheit zu legen. Lange Zeit fand die dichotome Begriffspaarung An- versus Abwesenheit des Vaters als scheinbar eindeutige Ordnungskategorie Anwendung in Forschungs- und Praxiskontexten. Ein in den letzten Dekaden gewandeltes Verständnis von Vaterschaft inklusive einer veränderten Norm väterlicher Beteiligung hat den Vater zum Gegenstand öffentlich-medialer, politischer und fachwissenschaftlicher Diskussion avancieren lassen. Die diskursive Spannweite reicht dabei von vaterloser Gesellschaft bis hin zu hochengagierten Vätern. In der vorliegenden Arbeit werden aus interdisziplinärer Perspektive unterschiedliche theoretisch-methodologische Zugänge und empirische Befunde zur Analyse der komplexen Thematik väterlicher An- und Abwesenheit systematisch aufbereitet und diskutiert.

Die leitenden Fragestellungen lauten dabei:

- Wann ist ein Vater „anwesend“, wann ist er „abwesend“?
- Welche Faktoren beeinflussen seine An- bzw. Abwesenheit?
- Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für sein familiäres Umfeld (insbesondere für die Kinder)?

Den Einstieg nimmt *Kapitel 2* mit einer historischen Rekonstruktion des vielfach verwendeten Begriffs „vaterlose Gesellschaft“. *Kapitel 3* beschreibt bedeutsame sozialhistorische Kontextfaktoren des vergangenen Jahrhunderts, welche

für das wissenschaftlich und gesellschaftspolitisch gewachsene Interesse am Themenkomplex Vaterschaft mit ursächlich gewesen sind. Auf diese Weise wird für die Verschränkung von zeitgeschichtlichen Rahmenbedingungen mit sozialwissenschaftlicher Theorieentwicklung sensibilisiert. *Kapitel 4* skizziert dann aus wissenschaftshistorischer Sicht die Positionierung des Vaters innerhalb der sozialwissenschaftlich-psychologischen und der psychoanalytischen Forschungstradition.

Kapitel 5 thematisiert schwerpunktmäßig die *entwicklungstheoretische Dimension* von Vaterschaft. Dabei wird „Väterforschung“ zunächst in einen definitorischen Rahmen gesetzt, um in weiterer Folge die zentralen Bestimmungsfaktoren väterlichen Engagements sowie der Bedingungen und Folgen väterlicher An- und Abwesenheit zu beleuchten. Anschließend werden zwei zentrale Paradigmen der Väterforschung – das dyadische Paradigma der Bindungstheorie sowie das triadische Paradigma der Triangulierungstheorie – beschrieben sowie ihre methodischen Potenziale und Begrenzungen diskutiert. Eine kritische Bilanzierung der entwicklungstheoretischen Dimensionen von Vaterschaft und väterlichem Engagement, sowie zahlreiche Anregungen für ein zukünftiges Szenario der entwicklungstheoretischen Väterforschung schließen das Kapitel ab.

In *Kapitel 6* werden die *politischen und arbeitsweltlichen Rahmenbedingungen* als zentrale strukturelle Dimensionen für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie von Vätern beschrieben. Internationale Vergleichsanalysen von Gesetzeslagen und familienpolitischen Maßnahmen erlauben die Einbettung in einen übergeordneten, insbesondere europäischen, Kontext und die Formulierung von Orientierungsrichtlinien für zukünftige väteradressierende Familienpolitik(en) in Deutschland. Die sich anschließende Diskussion der arbeitsweltlichen Rahmenbedingungen stellt die logische Fortführung der politischen Vereinbarkeitsdimension dar. Die betriebliche Familienpolitik könnte sich dabei als entscheidendes Scharnier zwischen staatlich-familienpolitischen Regelungen und realem Fürsorgeverhalten von Vätern in den Familien erweisen. Eine kritische Analyse der Begründungsmuster für (auch) väterorientierte Politik(en) von Staat und Unternehmen schließt das Kapitel zu den strukturellen Dimensionen der Vereinbarkeitsfrage ab.

2. „Vaterlose Gesellschaft“ – ein häufig verwendeter Begriff: Freud, Federn und Mitscherlich

Spätestens mit dem im Jahre 1963 von Alexander Mitscherlich veröffentlichten Buch „Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft“ sind die Titelbegriffe „vaterlose Gesellschaft“ zu einer bekannten diagnostischen Metapher geworden, die häufig dann reflexhafte Verwendung findet, wenn es um die gesellschaftskritische Analyse der gegenwärtigen Position und Bedeutung des Vaters sowie die bedauerten Folgen seiner individuellen Entbehrung geht. Der Begriff „vaterlose Gesellschaft“ tauchte sinngemäß indes in der Literatur wesentlich früher auf. So weist Dieter Thomä (2012, S. 68) darauf hin, dass dieser bereits von Sigmund Freud in seinem Werk „Totem und Tabu“ explizit genannt wird und nicht, wie häufig irrtümlich angenommen, von Mitscherlich erfunden wurde (der zudem Freud nicht zitiert). Freud beschreibt in seinem Werk den Angriff auf die väterliche Autorität und Machtinstanz, der im Vatermord endet und zu einem Übergangsstadium führt, in dem das Kollektiv der Brüder vaterlos zurückbleibt (vgl. Freud 1913/1999, S. 170 ff.; auch Thomä 2008, S. 178 ff.). Dabei hebt er wiederholt die grundsätzliche Ambivalenz der Söhne gegenüber ihren Vätern hervor: „Sie hassten den Vater, der ihrem Machtbedürfnis und ihren sexuellen Ansprüchen so mächtig im Wege stand, aber sie liebten und bewunderten ihn auch.“ (Freud 1913/1999, S. 173) Und er weist auf die potenzielle Instabilität eines ohne väterliche Machtinstanzen ausgestatteten Brudersystems hin, welches sich mit der Abschaffung der Vaterinstanz begnügt:

„Es war kein Überstarker mehr da, der die Rolle des Vaters mit Erfolg hätte aufnehmen können. Somit blieb den Brüdern, wenn sie miteinander leben wollten, nichts übrig, als – vielleicht nach Überwindung schwerer Zwischenfälle – das Inzestverbot aufzurichten, mit welchem sie alle zugleich auf die von ihnen begehrten Frauen verzichteten, um deren wegen sie doch in erster Linie den Vater beseitigt hatten.“ (Freud 1913/1999, S. 174)

Mit der Einführung des Inzestverbots bzw. eines Totemrituals wird die soziale Ordnung unter dem „Brüderclan“ (ebd., S. 179) wiederhergestellt, wodurch der Zerfall der Organisation abgewendet werden kann. Nach Thomä (2012) läuft Freuds Analyse auf eine Revision des Vaterbildes hinaus, in der es nicht um dessen prinzipielle Abschaffung geht, „sondern um die Bewältigung und Ge-

staltung eines aus seiner Sicht unumgänglichen Generationenkonflikts“ (ebd., S. 68).

Freuds Schüler, der Wiener Arzt Paul Federn, greift den Begriff in seinem Aufsatz „Zur Psychologie der Revolution: Die vaterlose Gesellschaft“ (vgl. Federn 1919) auf, den er kurz nach Ende des Ersten Weltkrieges veröffentlichte und hierin die innenpolitische Lage Österreichs nach dem Zusammenbruch aller staatlichen Autoritäten (vor allem des Kaisertums) analysierte. Federn beschreibt aus einem entwicklungstheoretischen Blickwinkel die kindliche Position bzw. Bedürftigkeit gegenüber dem Vater, und leitet hieraus das lebenslange unbewusste Bedürfnis des Einzelnen nach einem starken Staat und dessen Repräsentanten ab:

„Wir können den Eindruck, den der riesengroß erscheinende Vater auf das kleine, hilfsbedürftige Wesen macht, gar nicht genug mächtig uns vorstellen.“ (Ebd., S. 7)
„Das Kind hat das Verlangen, von einem geliebten Wesen abzuhängen, dessen Größe, Macht und Wissen ihm absolute Sicherheit und Schutz gewähren. Der Wunsch nach einem solchen Vater läßt eben den wirklichen Vater fallen und bleibt als Bedingung für die Wahl der Vatergestalten.“ (Ebd., S. 13)

Mit dem Sturz des Kaisers sei es nach Federn zu einer großen Verunsicherung gekommen, da haltgebende „väterliche“ Strukturen keine Sicherheit mehr boten und damit ebenfalls Ehrfurchtsgefühle vor der staatlichen Grundordnung erschüttert wurden bzw. schwanden: „So standen plötzlich in begreiflicher innerer Verwirrtheit eine Menge vaterloser Gesellen da, welche das gemeinsame Mutterland und die Not zur Schaffung einer vaterlosen Gesellschaft zwingt.“ (Ebd.)

Der Historiker Jürgen Reulecke kommentiert hierzu, dass sich bereits vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges das Vater-Sohn-Verhältnis gesellschaftlich dahingehend zugespitzt habe, dass klassisch-wilhelminische Erziehungsprinzipien von männlicher Ehre, Heldenhaftigkeit und Opferbereitschaft zunehmend an Überzeugung und Glaubwürdigkeit eingebüßt hätten und durch eine bürgerliche (antimilitaristische) Jugendbewegung konterkariert worden wären. Nach Kriegsende sei dann aber für die meisten Angehörigen der Frontgeneration die traditionelle Vorstellung von der Vaterautorität endgültig unhaltbar geworden (vgl. Reulecke 2013, S. 77 f.). In der Folge stellten sich Fragen nach dem Vaterbild, dem Männlichkeitsideal sowie männlichen Gesellungsformen grundlegend neu.

Paul Federn sah in der kriegsbedingten Zerstörung des autoritären Vaterbildes allerdings die große Chance für einen revolutionären Demokratisierungsprozess von gleichberechtigten Individuen. Auf die erfolgte äußere, politische Befreiung müsse nun eine innere, psychische Emanzipation vom mächtigen Vaterbild erfolgen. Anders gesagt: Das hierarchische Vater-Sohn-Verhält-

nis müsse durch ein emanzipatorisches Bruder-Verhältnis ersetzt werden. Anders bzw. deutlich offensiver als Freud wendet Federn die erwartungsvollen Überlegungen einer Entmachtung der väterlichen Obrigkeit auf die politischen Verhältnisse seiner Zeit an (vgl. Thomä 2008, S. 182).

„Und es war das Verlangen nach endgültiger Befreiung vom alten Vaternum so stark, daß eine neue Organisation automatisch entstehen mußte, die aus der gesamten Bruderschaft Gleichberechtigter gebildet ist. Alle bisherigen Organisationen wurden von den Führern aus organisiert; der Organisationspyramide gab das Vater-Sohnverhältnis das ideelle Gerüste [...]. Die neue Organisation – die der Räte – wuchs aus der Masse, aus der Basis empor, aus der Basis empfängt sie die Impulse und ihr unsichtbares psychologisches System ist das Verhältnis der Brüder.“ (Federn 1919, S. 16)

Federn betrachtet diesen Emanzipationsvorgang aber nicht aus einer idealisierenden Perspektive heraus, sondern erachtet als zentrale Vorbedingung für sein Gelingen nicht weniger als die Veränderung der patriarchalen Struktur in der bürgerlichen Familie und in der Gesellschaft als Ganzes. „Nach unseren Untersuchungen ist klar, daß die Bruderschaftsbewegungen bisher deshalb scheiterten, weil das Aufwachsen in der Familie die Individuen nur zu einer patriarchalischen Gesellschaft vorbereitet.“ (Ebd., S. 17) Zudem benennt er wesentliche Unterschiede zwischen dem Vater-Sohn- und Bruderschaftsverhältnis:

„Vor allem fehlt ihr [der Bruderbindung; Anm. J. H.] das Moment der notwendigen Enttäuschung und somit der Grund, weshalb das Kind eine unbewußte Verschiebung der Vaterbindung vornehmen muß. Auch fehlt das typische Verhältnis des Schwachen zum Starken, welches die Vaterreihe aufwärts bis zur höchsten gemeinsamen Vaterbildung fortschreiten läßt.“ (Ebd.)

Wie die weitere historisch-politische Entwicklung zeigte, irrte Federn in seiner insgesamt (zu) optimistischen Einschätzung – mit der sich auch von Freud unterschied – bezüglich der Reorganisationskraft einer vaterlosen Brudergesellschaft. Der bereits im Ersten Weltkrieg von einer ganzen Generation vielfach erlittene reale Vaterverlust und die gesellschaftliche Dekonstruktion des (autoritären) Vaterbildes boten einen wichtigen psychologischen Nährboden für die nach außen hin manchmal so vorbehaltlos erscheinende Akzeptanz von männerbündischen Bewegungen durch Jugendliche und junge Männer in Zeiten des Nationalsozialismus sowie für die verheißungsvolle Idealisierung einer „Über-Vater“- und Führerfigur in Person Adolf Hitlers. Reulecke (2013) plädiert deswegen dezidiert für eine empathische Berücksichtigung dieser psychohistorischen Zusammenhänge, um das damalige Verhalten junger Menschen tiefgreifend zu verstehen (ohne damit jedoch ihre Wertmaßstäbe und Handlungsweisen zu billigen) (ebd., S. 79 f.).

Alexander Mitscherlich, Arzt, Sozialpsychologe und Gründer des Sigmund-Freud-Institutes in Frankfurt im Jahre 1960, übernahm in seinem bereits zitierten Buch „Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft – Ideen zur Sozialpsychologie“ (Mitscherlich 1963) den von Federn operationalisierten Begriff der vaterlosen Gesellschaft, in dem er noch umfassender die sozialen, familiären und vor allem wirtschaftlich-materiellen Phänomene der Nachkriegsgesellschaft im letzten Jahrhundert analysierte. Ein Zugang zu Mitscherlichs Buch eröffnet sich, wenn man es von seiner zentralen Frage, nämlich der nach den Funktionen und den Formen des Gehorsams, her versteht. Es ging ihm, wie auch anderen Sozialforschern seiner Zeit (z. B. Theodor Adorno, Herbert Marcuse oder Max Horkheimer), um die Frage, wie es überhaupt zum Nationalsozialismus und zur Judenvernichtung, mitgetragen oder zumindest von großen Teilen der deutschen Bevölkerung nicht verhindert, kommen konnte. Für Mitscherlich liegt – verkürzt wiedergegeben – der Königsweg zur Verhinderung eines unkritischen Gehorsams gegenüber Autoritäten in der richtigen Erziehung der nachkommenden Generation. Dem Vater (wie auch der Mutter) komme dabei eine nicht ersetzbare Funktion zu: „[I]n der Kindheit kann ein Leben ohne väterliches Vorbild ebensowenig wie eines ohne Nähe der Mutter folgenlos ertragen werden“ (ebd., S. 343). Mitscherlichs Ausführungen lesen sich aber vor allem aus einer Defizitperspektive heraus, welche die Vater-Kind-Beziehung als beeinträchtigt oder sogar gefährdet ansieht:

„Die ‚Vater-Kind-Beziehung‘ kann also von zwei Einbruchstellen her gelockert oder gänzlich aufgehoben werden: vom *affektiven* und vom *sachbezogenen* Kontakt her [...]. Am Anfang steht allerdings die Beziehung zur Mutter. In ihr gelingt oder mißlingt die Herstellung des ‚Urvertrauens‘ [...]. Sobald aber Autonomiestreben und Initiative [...] erwachen, also ein Ich sich zu bilden beginnt, spielt die *Unterweisung* und wie affektiv sie geleitet wird für die Entwicklung des Charakterkernes [...] die bestimmende Rolle.“ (Mitscherlich 1963/1973, S. 176)

Durch die tiefgreifenden Veränderungen von Produktions- und Arbeitsbedingungen in den Industrienationen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts falle es Vätern jedoch immer schwerer, diese Unterweisungsfunktion, welche sich ebenfalls in der Ausbildung eines Wertesystems (Gewissen) beim Kind niederschlage (ebd., S. 342), auszuüben.

„Die fortschreitende Arbeitsfragmentierung im Zusammenhang mit maschineller Massenproduktion und einer komplizierten Massenverwaltung, die Zerreißung von Wohn- und Arbeitsplatz, der Übergang vom selbständigen Produzenten in den Stand des Arbeiters und Angestellten, der Lohn empfängt und Konsumgüter ver-

braucht, hat unaufhörlich zur Entleerung der *auctoritas* und zur Verringerung der innerfamiliären wie überfamiliären *potestas* des Vaters beigetragen.“ (Ebd., S. 183)¹

Anders formuliert: Der Abzug der Väter in die anonyme industrielle Produktionssphäre oder Verwaltungsarbeit geht mit einer verkürzten Vorbildzeit der Väter für ihre Kinder einher. Die Vermittlung einer anschaulichen Berufs- und Lebenspraxis, wie dies in bäuerlich-handwerklich organisierten Gesellschaften der Fall gewesen sein soll, werde damit erschwert oder verhindert. Dieses „Defizit an Anschaulichkeit“ (ebd., S. 180) und „das Verschwinden des Hand-in-Hand-Handelns zwischen Vater und Kind“ (ebd., S. 338) gehe mit einem „Defizit an *Sozialbildung*“ (ebd., S. 180) einher, was sich in einem Mangel an Eigeninitiative oder in der unkritischen Anpassung des Einzelnen an Massenbewegungen ausdrücken kann. Mitscherlich differenziert noch zwischen einer „*Vaterlosigkeit ersten und zweiten Grades*“ (ebd., S. 337), wobei erstgenannter Aspekt die Erfahrung des unsichtbar werden des leiblichen Vaters (im Sinne mangelhafter Beziehungskontakte) meint, und letztgenannter Aspekt auf das Auslöschen des Vaterbildes insgesamt und der damit zusammenhängenden Machtrelationen abstellt (vgl. ebd., S. 338).

Der von Mitscherlich insbesondere mit der Industrialisierung in Zusammenhang gebrachte Verlust an väterlicher Autorität und Vorbildfunktion ist aber nicht unwidersprochen geblieben. So kritisiert Dieter Thomä Mitscherlichs Bezug auf die in vorindustriellen Zeiten vermeintlich gegebene väterliche Unterweisung von ihm idealisierenden Kindern als nostalgische Utopie, weil die alltägliche Lebensbewältigung gerade in bäuerlich-handwerklichen Betrieben für solche kontemplativen Praxen wenig Zeit und Raum geboten habe (vgl. Thomä 2008, S. 243–245). Gleichwohl stimmt Thomä Mitscherlichs Gesellschaftsdiagnose einer generellen Verunsicherung von Vätern zu („*Haltungsschäden*“, ebd., S. 241), die er aber nicht nur auf deutsche Väter begrenzt wissen will, sondern z. B. auch bei amerikanischen Vätern verortet (vgl. ebd.).

Nun lassen sich an historischen Standardwerken, die einst ganze Generationen bewegt haben, nachträglich immer irgendwelche „Mängel“ oder Kritikpunkte anbringen. Es gibt allerdings einen bemerkenswerten Aspekt, der vor

1 Folgt man den Ausführungen von Alexander Mitscherlich, der – wie auch Paul Federn – neben der Vater-Kind-Relation die Vater-Sohn-, aber *nicht* die Vater-Tochter-Beziehung benennt, könnte man zu der falschen Schlussfolgerung gelangen, dass Mitscherlich ein unkritisches Verhältnis zur paternalen Gesellschaftsordnung seiner Zeit gehabt habe. Beide Autoren – Mitscherlich wie auch Federn – sehen jedoch das in diesem Gesellschaftssystem aufgehobene (Macht-)Ungleichgewicht kritisch und plädieren für eine gleichberechtigte Beziehung zwischen Männern/Vätern und Frauen/Müttern (vgl. Mitscherlich 1963/1973, S. 175, 343; vgl. Federn 1919, S. 17).

dem Hintergrund der in Mitscherlichs Buch zentral behandelten Thematik die Wirkmächtigkeit von unbewussten Abwehrprozessen aufzeigt. In seinem Werk geht es vor allem darum, welches Selbstverständnis Familienväter entwickeln können bzw. sollen (vgl. Brumlik 2013, S. 24). Thematisiert wird eine *innere* Vaterlosigkeit, die durch den Wegfall des autoritären Vaterbildes entstanden ist. Es findet sich jedoch kein analytischer Bezug zum massenhaften *realen* Vaterverlust während des Ersten oder Zweiten Weltkrieges und seinen möglichen psychotraumatologischen Folgen für die nachkommende(n) Generation(en) (vgl. ebd., S. 25).² Zu tabuisiert war und ist teils heute noch dieses Thema, sodass es der kollektiven Abwehr anheimfallen musste, um erst circa ein halbes Jahrhundert später allmählich an die Bewusstseinsoberfläche in der Öffentlichkeit und Fachwelt zu gelangen (z. B. Radebold 2000, Stambolis 2012, Stambolis 2013).

Ein weiterer gesellschaftshistorischer Faktor, der auf das Vaterbild wesentlich Einfluss genommen hat, ist die Ende der 1960er Jahre aufgekommene Studenten- und antiautoritäre Bewegung. Im Zuge der auch von Reulecke (2013, S. 80 f.) angemerkten, nach dem Zweiten Weltkrieg eingetretenen totalen Dekonstruktion eines profilierten und überzeugenden familiären Vater- und Männerbildes sei in den 1950er Jahren eben „nicht einfach zu einem ideologischen Offenbarungseid der älteren Generation“ (Thomä 2012, S. 71) gekommen. Vielmehr hätten die Älteren mal verbissen, mal hilflos an ihren Vorstellungen festgehalten und damit ein „produktives Generationenspiel“ (ebd.) verhindert. „Das an Konfliktpotenzial reiche Generationenverhältnis in Deutschland schlägt auf die Deutung der Vaterrolle durch.“ (ebd.) So seien in der Studentenbewegung Motive zum Vorschein gekommen, die bereits aus der früheren Geschichte bekannt sind: „die partnerschaftliche Deutung der Eltern-Kind-Beziehung, die Kritik an väterlicher Übermacht, der Generalverdacht gegen pädagogische Vorgaben, das Liebäugeln mit dem Tod der Familie“ (ebd.). In diesem historischen Kontext mutmaßen Matthias Franz, Klaus Lieberz und Heinz Schepank (2004),

„[...] dass dieses von der Kriegskindergeneration in hoher Zahl erlittene Trauma und dessen nachfolgende kollektive Verdrängung zu der späteren ‚Revolte‘ gegen die unglaublich erlebten Vaterautoritäten der 60er und 70er Jahre und zur teilweise kritiklosen Idealisierung politischer (also eben nicht konkreter) Ersatzväter beigetragen haben könnte. Die politisch-ideologische Fundierung derartiger Idealisierungsprozesse dient dabei aus tiefenpsychologischer Sicht auch der Unspürbarmachung des eigentlich intendierten Zweckes: Der Vermeidung der Trauer um

2 Ebenso wenig tauchen „die real abwesenden, gefallenen, gefangenen oder versehrten Väter“ (Brumlik 2013, S. 31) im Buch „Die Unfähigkeit zu trauern“ auf, das Mitscherlich später gemeinsam mit seiner Frau verfasste (vgl. Mitscherlich/Mitscherlich 1967).

den verlorenen eigenen Vater. An dieser Stelle musste die ‚68er‘-Generation in abgeschwächter Form möglicherweise auch etwas von dem wiederholen, das ihre eigene Elterngeneration dazu brachte den Vater in der Gestalt ihres diktatorischen Führers so schmerzhaft vergeblich zu suchen.“ (Franz/Lieberz/Schepank 2004, S. 53)

In Anbetracht der grob skizzierten Vorgeschichte des Begriffs „vaterlose Gesellschaft“ wird ersichtlich, in welchem vielschichtigen und teils vorbelasteten Kontext zeitgenössische Debatten um die „neuen Väter“ bereits eingebettet sind. Bisweilen entsteht nämlich der Eindruck, dass die aktuell hierüber geführten Diskussionen ausschließlich das Produkt einer gleichstellungspolitisch motivierten Gesellschaftsentwicklung der vergangenen Jahrzehnte seien, wenngleich ihre historischen Wurzeln viel weiter zurückreichen (vgl. Thomä 2012, Thomä 2008).